

GABRIELE CREPAZ | ULRICH EGGER

DAS GLÜCK KANN MAN SICH RICHTEN

AUSSERGEWÖHNLICHE
LEBENSGESCHICHTEN
ÜBER DAS ÄLTERWERDEN



ATHESIA

**DAS GLÜCK
KANN
MAN
SICH
RICHTEN**

Gabriele Crepaz

Ulrich Egger



ATHESIA VERLAG



Die Drucklegung dieses Buches wurde ermöglicht durch
die Südtiroler Landesregierung / Abteilung Deutsche Kultur.

BIBLIOGRAFISCHE INFORMATION DER DEUTSCHEN NATIONALBIBLIOTHEK

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie;

detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar:

<http://dnb.d-nb.de>

2019

Alle Rechte vorbehalten

© by Athesia Buch GmbH, Bozen

Texte & Interviews

Gabriele Crepaz

Fotografie & Layout

Ulrich Egger

Umschlaggestaltung

Kathrin Steigerwald, Hamburg

Druck

Printer Trento, Trient

ISBN 978-88-6839-435-6

www.athesia-tappeiner.com

buchverlag@athesia.it

Vom Anfang und vom Ende	8
Burgi König	10
Alfred und Magdalena Schwienbacher	20
Vom Bewahren und vom Erschaffen	30
Brunamaria Dal Lago Veneri	32
Hubert Egger	42
Im Turnschuh geboren und zum Stillhalten gezwungen	52
Hans Kammerlander	54
Sergio Piccinelli	64
Einen Ort finden und einen Ort anbieten	74
Henry Martin	76
Renate Kostner Pizzinini	86
Vom ewigen Leben und vom ewigen Stammbaum	96
Maria Ancilla Hohenegger	98
Johannes Graf Trapp	108
Vom Denken und vom Handeln	118
Siegfried J. Schmidt	120
Luis Durnwalder	130
Gegen die Regeln und für das Gesetz	140
Grazia Barbiero	142
Arnaldo Loner	152
Leben beobachten und Theater leben	162
Brigitta Erschbamer	164
Frida Parmeggiani	174
Von der Natur aus und zurück zur Natur	184
Josef Franz	186
Traudl Schwienbacher	196
Vom Gehen-Wollen und vom Gehen-Helfen	206
Josef Niederkofler	208
Elisabeth Medicus	218

Warum wir dieses Buch gemacht haben? Damit wir sagen können: Glücklich älter wird, wer noch Lust hat, Antworten zu suchen.

Ein Ratgeber? Alles andere. Wer Rat gibt, glaubt, schon alles zu wissen. Wir sind weit entfernt davon. Eher in der Phase, wo wir neugierig sind, wie andere es machen. Was eigentlich? Älter werden? Dranbleiben? Aufgeben? Es noch einmal wissen wollen?

Genau das. Wie man es anstellt, gut älter zu werden. Das war die Ausgangsfrage zu diesem Buch. Unvermeidlich, wenn man in die Jahre kommt, wo Dinge nicht mehr selbstverständlich sind, wo man Parfüm kauft und eine Antifaltencreme als Draufgabe kriegt, wo Geburtstage nicht mehr oder ganz besonders gefeiert werden, wo man in Pension gehen könnte und sich neue Arbeit sucht, wo man Großvater sein sollte und dann Vater wird, wo Gäste Schnaps in edlen Flaschen mitbringen oder seidene Höschen, wo wir uns jünger denken, als wir sind, und uns älter fühlen, als wir handeln.

Wo wir uns alle nicht sicher sind. Was wir können, wie weit wir dürfen, warum wir müssen, wofür wir sollen. Früher wussten Menschen, wann sie jung waren und wann sie alt wurden. Es gab Regeln dafür. Heute kommt das Alter – so pauschal wie unrichtig – nur auf uns zu, wenn wir darauf warten. Also auf (fast) niemanden. Es hat sich ausgewartet. Wer eine Geschichte haben will und sich Zukunft vorstellen kann, nimmt die Herausforderung an: Leben heißt älter werden. Umgekehrt: Ewig jung sein ist wie stehen bleiben.

Älter werden ist somit eine individuelle Lebensaufgabe geworden. Und wie immer, wenn das Ich entscheiden muss, gesellt sich zur freien Wahl die Frage: Wem soll man in der Sache vertrauen? Als Autorin und Fotograf sagen wir: Geschichten. Geschichten sind die besten Ratgeber. Wenn man sie zu lesen vermag, taugen sie als Vorbilder, also Bilder, die uns Möglichkeiten vorleben. Wir haben uns die Lebensgeschichten von 20 Menschen erzählen lassen. Es sind Frauen und Männer, die die Mitte des Lebens überschritten haben, auf jeden Fall in jenem Alter sind, von dem Wilhelm Schmid 2014 in seinem Buch über das Älterwerden *Gelassenheit* sagt: „Von nun an wird die Zahl der kommenden Jahre immer kleiner sein als die der vergangenen.“

So haben wir sie gefunden. 20 Prozent der europäischen Bevölkerung sind im Rentenalter, sagt das Statistikamt Eurostat. Das Alter hat viele Namen und viele Gesichter. In Medien und Öffentlichkeit wird von Senioren, Hochbetagten, Greisen gesprochen. Das Marketing segmentiert schillernd in Silverpreneure, Greyhoppers, Golden Mentors, Super-Grannys oder Forever Youngsters. Wir hatten also Auswahl genug. Beliebigkeit ist vielleicht der passendere Begriff. Und das war das Problem: Beliebige heißt alles und nichts. Wie soll man da Geschichten erzählen, die so einzigartig wie möglich und so allgemein gültig wie nötig sind?

Wir haben ein Korsett gebaut. Die äußere Kontur begrenzt unser Lebensraum: Südtirol. Die Auswahl der Personen und deren Geschichten hat eine Frage geleitet: Wie prägen unsere Herkunft und Lebensform, unser Beruf und unsere Passionen die Sicht auf das Leben und das Altern?

Gefischt haben wir an den Kanten. Herausgekommen sind Kontrastpaare, die auf den ersten Blick mehr Gegensatz bieten als Gemeinsamkeit. Technikfreak und Kräuterfrau, Hebamme und Bestatter, Philosoph und Pragmatiker, Graf und Nonne, Zugereister und Gastgeberin,

Gesetzhüter und Regelbrecherin, alle schauen aus der Warte ihrer Leistungen und Erfahrungen auf das Leben und das Altern. Das Ergebnis? Lebensgeschichten, Lebensweisheiten, Lebenstüchtigkeiten in Text, Fotografie, Zitaten.

Wir haben ehrliche Antworten bekommen. Auch manchmal Antworten, die eigentlich Fragen sind, weil alle Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner noch auf der Reise sind statt am Ziel. Hart, wenn man immer denken muss, sagt Siegfried J. Schmidt. Was tun, wenn man nie müde wird, fragt Renate Kostner Pizzinini. Ich bin im besten Alter für die elementarsten Fragen, ist Burgi König überzeugt. Ich kämpfe für die richtige Antwort, sagt Arnaldo Loner. Das monochrome Theater oder die bunte Natur, fragt sich Frida Parmeggiani. Die Jahre sind ja okay, du musst nur wissen, was kann ich noch, findet Hans Kammerlander. Solange wir atmen, wollen wir etwas vom Leben, hat Elisabeth Medicus erkannt.

Die Porträts. Wir und ich. Als Autorin und als Fotograf haben wir den Anspruch, Menschen nahezukommen, das heißt, objektiv zu bleiben und dabei persönlich zu werden. Wie ein Porträtmaler nicht nur die äußere Gestalt seines Modells auf die Leinwand überträgt, haben auch wir versucht, in unsere Personen hineinzusehen. Wohl wissend um die Unmöglichkeit, die Vielschichtigkeit einer Persönlichkeit komplett zu durchdringen. Jedes Individuum ist „zwangsläufig zersplittert, widersprüchlich und wandelbar (...), hier verborgen und dort kenntlich“, schrieb Marguerite Yourcenar in ihrem Essay *Mishima oder die Vision der Leere* (1985). Unsere Gesprächspartner haben es uns überlassen zu sehen, wer sie sind, sein möchten, zu sein glauben. Ihr Vertrauen darauf, dass wir die richtige Mischung finden, hat unsere Arbeit geleitet.

Einige der ausgewählten Menschen kennen wir persönlich, mit anderen hat uns ein Lebensereignis vorübergehend zusammengebracht. Die meisten wurden uns im Gespräch mit Freunden, Verwandten und Bekannten empfohlen. So haben an diesem Buch viele mitgearbeitet, mitgedacht, mitgezweifelt, mitgesprochen. In gewissem Sinn ist es ein Gemeinschaftswerk wie das Leben an sich auch. Wir finden: Sie haben uns gut durchgebracht.

Unsere Beziehung zu den Porträtierten haben wir in allen Texten offengelegt. Sie lesen deshalb alle Geschichten in der Ich- oder in der Wir-Form. Und damit durch die Brille der Autorin und des Fotografen. Alles andere wäre vermessen und unwahr. Ein allgemein gültiges Porträt eines Menschen halten wir für einen Mythos.

Was wir gelernt haben. Menschen in der zweiten Lebenshälfte warten nicht passiv darauf, dass etwas passiert. Sie stellen ihr Leben neu auf die Beine oder führen konsequent fort, was sie begonnen haben. Sie hören mehr in sich hinein als auf andere. Sie nehmen sich die Freiheit zu tun, was sich richtig anfühlt. Irgendwie sind sie in ihre Haut hineingewachsen. So wie Sie – im besten Fall durch dieses Buch ermutigt – Ihre eigene Art finden werden, um mit sich im Reinen älter zu werden.

Ist das die Antwort auf die Frage, warum Älterwerden etwas Gutes hat? Lesen Sie einfach, bis Sie eine bessere finden. Einverstanden?

Gabriele Crepaz und Ulrich Egger



BURGI
KÜNIG

ALFRED UND
MAGDALENA
SCHWIENBACHER

**VOM
ANFANG
UND
VOM
ENDE**



BURGI KÜNIG

Die Hebamme

„WAS EIN KIND AUSHÄLT UND EIN
FRAUENKÖRPER AUSHÄLT,
DAS IST UNBESCHREIBLICH.
EIGENTLICH SOLLTE EINE GEBURT
EINE LEBENSLANGE GUTE RESSOURCE
SEIN. ALLEIN DAS GEFÜHL, ES
GESCHAFFT ZU HABEN.“





Im besten Alter. Fühlt sich Burgi König. Als Hebamme, weil sie nach all den Jahren sattelfest für alle möglichen Hausgeburten ist. Als Frau, weil sie endlich spürt, wie viel Energie sie hat. Sie ist eine, die Ängste aushalten will und Urkräfte in gute Bahnen lenkt. Wer die Geburt übersteht, sollte daraus Zuversicht fürs Leben tanken, sagt Burgi. Wo also ist unsere Zapfsäule?

Bevor ich das Rad absperre, prüfe ich noch einmal mein Handy. Burgi hat sich nicht gemeldet. Alles ruhig also? Kein Fuchs bis jetzt, sagt sie, als sie uns die Tür zu ihrer Wohnung im achten Stock öffnet. Fuchs passen tun wir in Südtirol, wenn ein neues Kind im Ankommen ist. Die ganze Zeit habe ich gehofft, dass der Fuchs schnell macht oder verhindert ist. Er lauert immer irgendwo auf Burgi König, das heißt, wir müssen uns beeilen mit dem Interview. Verflixtes Telefon.

Ich weiß, wie's geht. Vor 15 Jahren habe ich den Fuchs losgeschickt. Meine Tochter kam zu früh und dann noch in der Weihnachtszeit. Burgi musste nachts um ein Uhr ausrücken. Wir waren alle fertig nach einem langen Tag, nur Burgi lächelte noch. Sie war schon da, als wir in der Klinik auf die Klingel drückten.

Damit bin ich eine Enttäuschung für die Hebamme, die in Südtirol heute eine Rarität ist. Keine Hausgeburt, habe ich damals zu Burgi gesagt, obwohl sie am liebsten und inzwischen, als eine von vier Hebammen in Südtirol, fast ausschließlich Hausgeburten begleitet. Dass sie das kann, war mir klar, aber ich? Nach unserem Gespräch sage ich Ihnen: ein Fehler, oder vielleicht ein Fehler. Mag sein, weil ich jetzt auf der sicheren Seite bin, und zwar aus dem Wunschalter draußen, andererseits ist Burgi eben jetzt erst im besten Alter, wie sie sagt: „Andere gehen in Pension, ich bin mit Mitte 60 gerade richtig, um diesen Job zu machen. Ich fühle mich so sattelfest, einfach reif, diesen Beruf auszuüben.“

Ein Tsunami zum Anfang: Wer die Geburt überlebt, hat Grund, Vertrauen ins Leben zu haben.

Selbst für Burgi ist es nicht normal, ein Kind durch den eigenen Körper zu schieben. Von der Natur vorgesehen, ja. Aber nicht in eine Norm zu pressen. Das Risiko hängt schwer in der Luft, auch jetzt, während wir reden: „Eine Geburt ist eine Urkraft. Ein Tsunami, wo du dich an einem Baum noch festhalten müsstest. Ein Moment, wo der Körper sich vom Ich trennt. Der Körper arbeitet in seinem Rhythmus, egal ob du müde bist und meinst, es

zerreißt dich, das ist ihm wurscht. Es gibt nichts vergleichbar Starkes im Leben. Gar nichts.“

Normal ist, dass wir es alle mitmachen, auf der einen oder auf der anderen Seite, die Mädchen mindestens einmal. Wer heil durchkommt, hat dem Tod fürs Erste den Stindefinger gezeigt. Wir sollten es als dauerhaften Triumph feiern, wenn ich Burgi richtig verstehe: „Was ein Kind aushält und ein Frauenkörper aushält, das ist unbeschreiblich. Eigentlich sollte eine Geburt eine lebenslange gute Ressource sein. Allein das Gefühl, es geschafft zu haben. Aber das ist es heute oft nicht mehr.“ Ja, denke ich, wir haben zwei Möglichkeiten, eine wichtige Frage zu stellen: Kann das Leben leicht sein nach so einem Anfang? Oder: Sollen wir es einfach leichtnehmen nach so einem Anfang?

Burgi spürt deutlich, wie wir die Kontrolle über das Leben verstärken, seit wir in der Medizin mehr wissen über die Dinge. Freie Hebammen haben einen schweren Stand. Man will, dass die Frauen im Krankenhaus gebären. Die Frauen machen mit, sie lesen in Büchern, wie ihr Kind sich von Stadium zu Stadium entwickeln muss, sie wollen von Ultraschall, Blutproben und Fruchtwasseruntersuchungen den Beweis, dass alles im Bauch nach Plan läuft. Sie wollen den Herzschlag des Kindes am Smartphone hören. Sie wollen sich sicher fühlen. Erst wenn der Arzt sagt, dem Kind geht's gut, dann haben auch sie das Gefühl, sie machen es gut.

Früher, sagt Burgi, waren schwangere Frauen in der guten Hoffnung, heute werden sie betreut wie Kranke. Alle wissen: „Da darf nichts schiefgehen.“

400 Kinder hat Burgi König in den vergangenen 30 Jahren zu Hause auf die Welt gebracht. Die Zahl sei ihr einerlei, sagt sie, wichtig ist, die Geburten sind gut verlaufen. Es ist vorgekommen, dass sie tote Kinder empfangen habe, wie sie das nennt, aber diese seien nicht während der Geburt verstorben. „Du bist mutig“, hört sie von Kolleginnen und Ärzten immer wieder, und: „Das ist ja, als würdest du dir schon eine Zelle im Kerker reservieren.“ Mit solchen Anspielungen kommt man bei Burgi nicht weit. Sie ist überzeugt, dass die Hausgeburt der natürlichste Weg ist, wenn es keine Indizien auf Komplikationen gibt. „Man muss die Natur machen lassen. Jede Frau tut automatisch das Richtige, wenn man sie lässt.“

Alles unter Kontrolle? Besser stricken und Geduld haben, findet Burgi König.

Burgi ist eine gute Beobachterin geworden in all den Jahren.

„ANDERE GEHEN IN PENSION, ICH BIN
MIT MITTE 60 GERADE RICHTIG, UM
MEINEN JOB ZU MACHEN. ICH FÜHLE
MICH SO SATTELFEST, EINFACH REIF,
HEBAMME ZU SEIN.“



Sie hat gelernt, was die Natur besser alleine macht, sie weiß, was sie kann, wenn sie eingreifen muss. Im Großen und Ganzen muss sie sich auf ihre Erfahrung verlassen. Und das heißt vor allem, warten zu können: „Ich lasse die Frauen, während sie gebären, möglichst in Ruhe. Ich untersuche sie kaum, ich arbeite mehr mit meinen Sinnen. Und da sehe ich einfach, ob die Frau wirklich in den Wehen liegt oder nicht, ich sehe an der Bauchform, ob die Gebärmutter schiebt. Und ich höre an der Atmung, wie es steht.“ Wenn sie nicht ganz sicher ist, fühlt sie mit den Händen nach. Diese sind ihre Maschine, sie irren nicht. Und sie misst den Herzton, um zu sehen, ob sie mit ihren Augen recht hatte: „Lauter Sachen, die eine Spitalhebamme nicht mehr lernt. Alle sind nur noch auf Pathologie gedrillt.“

Natürlich hat sie Odent gelesen. Hebammen sollen wieder stricken lernen, schreibt Michel Odent, einer der Begründer der sanften Geburt. Burgi ist Profistrickerin. Sagt sie jedenfalls. Ein Wollknäuel, der sich selbstständig macht und aus dem Nebenzimmer in den Flur rollt, hat sie oft genug verraten. „Das kommt nicht immer gut an“, erzählt sie. Die Hebamme tue nichts, heißt es dann. Aber was könne sie schon tun? Sie müsse Geduld haben. Wie die Frauen auch. Massieren und für ihre Frau da sein können die Männer besser, findet sie. Andere Kolleginnen ruhen sich auf der Couch aus, erzählt sie. Das schafft sie nicht. Bei einer Hausgeburt ist sie auf sich allein gestellt. Und sie hat noch immer Respekt davor. Obwohl du so viel schon erlebt hast, frage ich. Und sie sagt: „Das ist ein lebendiges Ereignis, da ist auch Platz für Unvorhergesehenes, Unberechenbares, Mysteriöses und auch Schicksalhaftes.“ Sie hat viele Wörter dafür. Schwere Wörter. Deshalb gibt sie auch gerade heraus zu, dass in 20 Prozent der Fälle „man ein bissl helfen muss, ich will nicht, dass man denkt, ich bin gegen die Medizin, überhaupt nicht. Aber die Notfälle, vor denen immer alle warnen bei einer Hausgeburt, die sind extrem selten“.

„Ich nehme diesen Übergang ins Alter gelassen. Das gehört einfach dazu. Vielleicht ist es deshalb nicht so schlimm bei mir.“

Sie spricht sehr nüchtern. Das ist Burgi. Keine Schwärmerin, keine Ideologin. Ich kenne sie nur aufgeräumt. So ist auch die Wohnung, die wir jetzt mit unseren Mänteln, Stativen und Taschen durcheinanderbringen. Burgis Tasche hingegen ist im Auto. Fertig gepackt und allzeit bereit. In der Wohnung selbst weist nichts darauf

hin, dass hier eine Hebamme wohnt, außer vielleicht ein Paar Fotos in einem kleinen Zimmer, Frauen, die bereit waren, ihren nackten Babybauch fotografieren zu lassen. Für die Bilder in diesem Buch saust Burgi hinunter zum Auto. Die Türharfe – nie vorher habe ich diesen Begriff gehört – klingelt noch nach, als sie die Tasche mitten auf den Tisch stellt und aufklappt. Ein Stethoskop, ein paar homöopathische Mittel, das alte Pinard-Hörrohr aus Holz, Handschuhe, Meterband. Nein, sagt sie, das ist nicht alles. Den großen Koffer habe sie nicht heraufgeschleppt. Und den Gebärhocker auch nicht, den jede Hebamme besitzt.

Von Natur aus die Richtige: Wie Burgi König ihre Mutter zu Hilfe ruft bei Hausgeburten.

Wir sitzen am Küchentisch, die Sonne brennt durch die winterblauen Fenster, aus unserer Position ist die Welt nur Himmel. Mein Handy liegt da, zum Aufnehmen. Ihr Handy liegt da, zum Abheben. Bis jetzt: alles ruhig. Aber irgendwie sind doch alle auf dem Sprung.

Selbst Burgis Mutter. Wenn sie es wüsste. Burgi nimmt sie zu jeder Geburt mit. Ein Weibele sei sie gewesen, sagt Burgi und zeigt auf das Bild an der Wand, wo uns eine alte Frau entgegenlächelt, die vor 13 Jahren gestorben ist. Für Burgi ist sie noch da. Vor jeder Entbindung zündet die Tochter die Kerze unter dem Bild an. Und wenn sie selber bei einer Geburt ins Schwitzen kommt, flüchtet sie ins Bad und fleht: „Mutti, jetzt musst du mir helfen.“

Die Mutter hat neun Kinder geboren. Acht Mädchen, einen Buben. Nur das letzte Kind kam im Spital zur Welt. Schwierige Geburten seien es gewesen, zwei Kinder haben nur kurz überlebt. Burgi hat oft mit ihrer Mutter darüber gesprochen. Die Mutter selber hatte das Bedürfnis zu reden. Endlich konnte sie sagen, was früher, als Kinderkriegen Frauenpflicht war, niemanden interessierte und wofür nie Zeit war: wie es ihr ergangen war bei jeder Geburt.

Burgi hörte zu. Sie wollte der Mutter gefallen, sie war bereit zu sehen, wie schwer diese es hatte. Ein Kind nach dem anderen, ein Mann, der gerne ins Gasthaus ging, kränklich dazu, der kleine Hof in Dietenheim bei Brunneck, von dem kaum zu leben war. „Sie hat alles gestemmt“, sagt Burgi, „mit mir am Rockzipfel“.

Burgi ist die Siebte. Walburga heißt sie in der Familie, für den Staat Notburga. Sie war schon in der Schule, als das Malheur bekannt wurde. Die Familie entschied, es musste auch mit Notburga gehen, die Umschreibung hätte zu viel Geld gekostet. Ein besonderes Kind sei sie gewesen, erzählt Burgi, das viel geweint und bis 14 ins Bett genässt hat. Auf dem Schulweg musste sie gezählte 30 Schritte hinter den großen Schwestern gehen: „Die haben da schon über Buben gesprochen.“

„Man muss die Natur machen lassen. Jede Frau tut während einer Geburt das Richtige, wenn man sie lässt.“

Ihre Zeit kam mit sieben. Da habe sie angefangen, sich zu differenzieren. Burgi sagt tatsächlich differenzieren. Sie wird flink. Sie wird die Erste, die in den Stall läuft, in den Laden rennt, die gehorcht, die nie widerspricht: „Das gab es nicht für mich. Die Mutti war immer ein bissl seufzend, Arbeit bis über die Ohren.“ Ihre Mutter tat ihr leid. Es könnte sein, dass Burgi genau deshalb Hebamme geworden ist. Sie weiß es nicht. Es gibt kein Schlüsselerlebnis, an das sie sich erinnern kann. „Ich wollte helfen“, sagt sie, aber ..., die Weiß-nicht-Bewegung der Schultern leitet den Satz über, „heute kommen die Schülerinnen und sagen, ich werde Hebamme, weil ich mit Kindern zu tun haben will; also dieses Gefühl habe ich nicht gekannt.“

Dem Alter seinen Lauf lassen: Den Wechseljahren begegnet Burgi mit Buchweizen und kalter Dusche.

Es sind die Frauen, für die sie da sein will. Darin ist sie eine Hebamme alter Schule und so gesehen auch eine jener Frauen, die früher leicht unter Hexenverdacht gerieten. Traditionell ist die Hebamme für die Frauengesundheit in jedem Lebensalter zuständig und für Kinder bis zu drei Jahren. Nach dem Pfarrer war die Hebamme im Dorf die wichtigste Person, und wer nicht zum Pfarrer gehen wollte, besprach sich mit der Hebamme. Diese war mindestens gleich verschwiegen. „Die Hebammen wurden nicht nur gerufen, wenn die Kinder kamen, die haben den Frauen in ihrer ganzen Misere geholfen. Für mich ist es ein Privileg, einen solchen Beruf zu haben“, sagt Burgi.

Bis 80 will sie weitermachen. Mehr oder weniger. Sie weiß selber, das wird nicht leicht. Ihr Alter ist dabei ihre kleinste Sorge. „Die Energie hätte ich“, sagt sie, „ich spüre nicht, dass ich 65 bin. Natürlich habe ich ein paar Zipperlein, aber mir kommt vor, dass ich gerade am Höhepunkt bin. Als Frau.“

Noch immer isst sie nicht zu Ende, wenn das Telefon läutet. Abends überlegt sie, ob sie ein Glas Wein trinkt, weil sie nie weiß, wann sie ausrücken muss. Sie will von Grippe nichts wissen und von einer Impfung dagegen noch weniger. Dafür kneippt sie und duscht kalt. Yoga findet sie gut, und in der chinesischen Medizin entdeckt sie manches Kraut, das in ihrem Alter wirken könnte. Sie isst kein Fleisch und trinkt seit Jahren keine Milch und am liebsten Wasser. Buchweizen, darauf schwört sie, „das Alterskorn“.

Die Hitzewallungen der Wechseljahre sind ihr willkommen, endlich warm, ernstwitzelt sie, die immer verfroren war. Hormontherapie ist für sie kein Thema. „Bin ich total dagegen. Ich nehme diesen Übergang ins Alter gelassen. Das gehört einfach dazu. Vielleicht ist es deshalb nicht so schlimm bei mir. Man muss mit der Veränderung mitgehen“, rät sie. Auf die Ernährung achten, die Partnerschaft pflegen, „ganz wichtig, weil in diesen Jahren alles ein bissl getrennte Richtungen geht“, warnt sie, und Bewegung, auch wenn sie das selber nicht schafft: „Zu wenig, muss ich zugeben, darauf freue ich mich, dass ich einmal mit Ruhe auf den Berg gehen kann.“

Das Einzige: Sie schläft schlecht, alle zwei Stunden wacht sie auf, immer das Ohr am Telefon, aber selbst nach einer durchgearbeiteten Nacht geht sie tagsüber nicht ins Bett. „Schau auf dich“, sagen ihre Kolleginnen, und sie antwortet: „Mir fehlt nichts. Ich habe nur einen Beruf, der sich nicht auf einen Job reduzieren lässt. Aber genau das macht mich so zufrieden.“ Dann fällt ihr ein, dass sie vor Kurzem tatsächlich „eine Herzgeschichte“ hatte.

Burgi mit 80? Am Wochenbett oder auf Reisen? Je nachdem, was Schwangere aus sich herausholen wollen.

Es könnte sein, dass andere für sie entscheiden, ob sie in Zukunft mehr Zeit zum Brotbacken und Reisen hat. Immer enger werden die Gesetze in Südtirol um die freiberuflichen Hebammen geschnürt, wie ein Korsett. „Das ist wahnsinnig belastend“, sagt Burgi, „heute ist die Geburtshilfe ein Business mit der Angst. Und ich sehe, wie schwer sich die Frauen tun, sich gegen den Strom zu wenden“. 2017 gingen die Hebammen in Bozen auf die Straße. „Wir holen das Beste aus dir raus“, skandierten sie von Plakatwänden. Burgi war nicht dabei. Sie hat ihre

eigene Meinung. „Wir müssen nicht die Ärzte überzeugen, sondern die Frauen. Die müssen uns wollen.“ Für Burgi ist es eine Kulturfrage. In Belgien bringen 40 Prozent der Frauen ihre Kinder zu Hause zur Welt;

einander umgehen, ob der werdende Vater die Nerven behalten und die Frau ihrem Körper und dem Lauf der Dinge vertrauen wird, wann endlich Stille einkehren wird und die Frau die Kontrolle abgibt: „Solange die

„Ich wollte helfen. Heute kommen Schülerinnen und sagen, ich werde Hebamme, weil ich mit Kindern zu tun haben will; also dieses Gefühl habe ich nicht gekannt.“

neun Stunden Autofahrt entfernt, bei uns, kreißt vor allem die Alarmglocke, sicherheitshalber doch ins Krankenhaus zu gehen. „Kommen die belgischen Kinder leichter als die unsrigen?“, fragt Burgi spöttisch und steht auf, um den Teller mit Kuchenschnitten zu holen, der schon die ganze Zeit auf uns gewartet hat. Sie hat gebacken. Nicht für den Fuchs, wie wir erleichtert feststellen. Dreimal hat das Telefon schon geläutet, nicht zu überhören. Burgi hat auf das Display geschaut, den Namen gesehen und erleichtert geantwortet. Einmal eine Frau, die noch nicht so weit ist, einmal eine neue Patientin, vielleicht, einmal ihr Sohn. Eigentlich spricht Burgi nicht in Zahlen, sie gebraucht sie höchstens, um sich zu wehren. Aber ich höre an vielen Sätzen, dass sie keine Statistik mag. Weil sie Standardisierung ablehnt. Sie hält nichts von den Pauschalurteilen über Risikoschwangere, von hysterischen Reaktionen auf Gebärmütter, die fünf Tage nach der Geburt sich erst zwei Finger unter den Nabel zurückgezogen haben, vom Dogma der Krankenhausmedizin, Geburten pünktlich acht Tage nach errechnetem Geburtstermin einzuleiten. Sie hält nichts von der Schulbuchgeburt. Burgi kann vielleicht besser mit dem Unerwarteten leben als andere. Jede Geburt ist anders, jede Frau, jedes Kind. Diese Überzeugung leitet sie. Sie will den Geburtsverlauf nicht vorgeben, sondern mit ihrer Arbeit die jeweilige Situation vorhersehen. Eine der schwierigsten Aufgaben ist es, die Frauen dazu zu bringen, dass ihnen ihr Schicksal und das ihres Kindes egal wird. Also das Gegenteil von dem, was die meisten von uns sich wünschen im Leben und womit wir immer schlechter umgehen können. Eine Geburt ist totaler Kontrollverlust, sagt sie. Sonst klappt es nicht.

Nicht nur für Frauen gut: Wer überleben will, muss den Kopf auf den Küchentisch legen.

Sobald sie eine Wohnung betritt, ahnt sie, wie diese Geburt verlaufen wird. Sie sieht, wie Mann und Frau mit-

Frauen im Kopf haben, hat mein Mann wohl nicht Hunger, weiß ich, diese Frau entbindet noch lange nicht.“ In solchen Fällen übernimmt Burgi das Kommando. Sie geht mit der Frau in die Küche, legt deren Kopf auf den Tisch, wirklich, damit die Frau ihren Kopf verliert, und sagt: „Da lässt du jetzt deinen Kopf, du bleibst ganz bei dir, gehst in die Atmung, einfach in das, was passiert.“ Kann man das lernen fürs Leben, frage ich mich. So wie Burgi? Sie hat sich auferlegt, Ängste auszuhalten. Nach jeder Hausgeburt spürt sie, wie die Spannung aus ihrem Körper weicht. Unter Schmerzen: „Ich spüre Muskelkater.“ Oder unter Tränen: „Manchmal muss ich mich nach einer Geburt zurückziehen, weil ich weinen muss.“ Bis das Kind schreit, steht Burgi unter Hochspannung. Wie war das bei deinen eigenen Kindern, frage ich und bin überrascht, als ich erfahre, sie sind im Krankenhaus zur Welt gekommen. „Damals war ich zu jung“, sagt sie. Sind die Frauen also mutiger geworden? Mutiger als ich auf jeden Fall. Burgi ist bis auf acht Monate im Voraus ausgebucht. Das heißt, keine Ferien, keine Reisen, kaum Freizeit oder Ausflüge: „Wenn man sich wirklich berufen fühlt, geht die Arbeit vor, das Privatleben muss zurückstehen.“

Ich kehre zurück in meine Erinnerung. Burgi lässt sich nie beirren, denke ich. Ich sehe die Situation klar vor mir, als wäre es heute. Der Arzt kam lange nicht, dann bot er mir eine schmerzlindernde Periduralanästhesie an. Ich wollte schon nicken. Burgi? Suche ich. Sie schüttelt hinter dem Arzt den Kopf. Mit beschwörenden Augen. Jetzt der Zeigefinger. Nein. Nein? Nein, sage ich kleinlaut. Es ging. Mein Mann wurde mit Kaffee vor dem Umsinken bewahrt. Um neun Uhr früh plopte Flora aus mir heraus.

Nicht auszudenken, wenn nicht.





Burgi König, 1953 zu Hause geboren, aufgewachsen in Dietenheim bei Bruneck, ist eine von vier freiberuflichen Hebammen in Südtirol, die Hausgeburten betreuen. Sie besucht die Krankenpflegerinnenschule in Brixen, schnuppert in alle Krankenhausabteilungen hinein, am wenigsten in Gynäkologie und Geburtshilfe, gesteht sie. Dass sie Hebamme wurde, hat mit ihrer Mutter zu tun, vermutet sie.

Im Krankenhaus von Brixen erlebt sie in den 1970er Jahren, wie Männer endlich mit in den Kreißsaal wollen. „Wir hatten 24-Stunden-Dienste, der Arzt ist nur gekommen, wenn wir ihn gerufen haben“, sagt Burgi über ihre Anfangsjahre. Später arbeitet sie in den Krankenhäusern Meran und Bozen. 1988 wird sie Sprengelhebamme in Bozen, betreut die Beratungsstellen von Sarnthein bis Salurn und hält Geburtsvorbereitungskurse. In dieser Zeit wird sie zum ersten Mal zu Hausgeburten gerufen und gerät zunehmend in Konflikt mit der Südtiroler Sanitätseinheit. 1990 macht sie sich selbstständig, ist bis 1999 freiberufliche Hebamme in der Bozner Privatklinik Grieserhof.

400 Kinder wurden mit ihrer Begleitung in den vergangenen 30 Jahren zu Hause entbunden. Man muss die Natur machen lassen und Vertrauen in den Körper der Frauen und die Zähigkeit der Neugeborenen haben, ist ihr Credo, „sonst hätte die Natur die Geburt ein bissl sanfter einrichten müssen“. Sie ist naturverbunden, aber keine Gegnerin der Schulmedizin.

Burgi König ist verheiratet, hat zwei Kinder und einen Pflegesohn und ist Großmutter von vier Enkelinnen und Enkeln. Ihre älteste Enkelin kam in ihrem Bett zur Welt.

„ICH SEHE, WIE MEINE TOCH-
TER SICH IN IHREN JOB HINEIN-
KNIET, DAS SPORNT AUCH MICH
AN, NOCH MEHR ZU GEBEN UND
NOCH MEHR ZU SCHAFFEN.“



A woman with long brown hair, wearing a sleeveless black dress with a white leaf pattern, stands in a lush tropical garden. The background is filled with various green plants, including palm trees and red flowers. The text is overlaid on the top right of the image.

ALFRED UND
MAGDALENA
SCHWIENBACHER

Der Bestatter und die Bestatterin

Das letzte Geleit. Ob Erd- oder Feuerbestattung ist ihm einerlei, aber ein Trauerzug muss sein, sagt Bestatter Alfred Schwienbacher. Er ist emotionaler geworden, seit seine Tochter Magdalena als Bestatterin mit Meisterprüfung ins Unternehmen eingestiegen ist. Ihr Einsatz spornt ihn an, sich noch mehr hineinzuknien. Dennoch: Das Wort Sarg will er am Telefon nicht aussprechen. Darum meinen viele, dass Alfred einen Bruder hat. Was stellt der Tod mit uns noch an?

Glauben Sie an Zufälle? Die Ameise ist plötzlich da. Allein irrt sie über den leeren Tisch. Nervöser Gang, Schleifen, Kurven. Ameisen legen Duftspuren, habe ich gelesen. Wohin ist diese unterwegs? Da ist nichts. In einem Bestattungsunternehmen liest man alles gerne als Zeichen. Mir geht es so, als ich die Ameise beobachtete. Eine Bluebox fällt mir ein. Nur noch ein Weg, keine Beziehungen, keine Ziele mehr. Und irgendwann Schluss.

„Wo kommt die denn her?“, fragt Magdalena Schwienbacher. Wie auf Kommando schauen wir alle zur Orchidee hinüber, die aufreizend schön blüht.

genehm“, gibt er zu, „ich trenne das eine strikt vom anderen.“ Auch wenn es wegen Magdalena langsam besser wird.

Wie viel Abschied wollen wir? Eine Sache zwischen Vater und Tochter.

Magdalena ist so sehr Bestatterin, dass jeder das wissen kann. „Ich helfe den Leuten“, sagt sie, „ich nehme ihnen etwas ab in einer schweren Zeit.“ Das macht sie selbstbewusst. Seit sie aus Deutschland zurück ist, nach ihrer Ausbildung, sind die Beerdigungen des Bestattungsunternehmens perfekter geworden. Irgendwie emotionaler. „Ich sehe, wie sie sich hineinkniet“, sagt Alfred, „das spornt auch mich an, noch mehr zu geben und noch mehr zu schaffen.“

Ein Abschied, für den es nur einen Versuch gibt. Darüber sind sie sich einig. Würdig ist er, wenn alles klappt, wie die Angehörigen es sich wünschen, und Ordnung im Trauerzug herrscht. Und erinnerungswürdig, wenn Emotion mitschwingen darf. Das eine hat Magdalena vom Vater

*„Für meine Hochzeit habe ich alles genau geplant, und da durfte keiner dreinreden.
Ich glaube, bei meiner Beerdigung wäre ich genauso.“
Magdalena Schwienbacher*

Magdalena ist 30. Viel zu jung für dieses Buch. Ihr Vater wünschte sich, dass sie bei dem Gespräch dabei ist. Sie ist die jüngste Bestatterin Südtirols und die einzige mit Meisterprüfung. Dazu eine Frau in einer Männerdomäne. Seit sie in den Betrieb eingestiegen ist, darf Alfreds Kopf wieder zusammenwachsen.

„Viele meinen, ich habe einen Bruder“, sagt er. Vor vielen Jahren ist er zwei geworden. Ein Alfred ist Tischler. Der andere Alfred ist Bestatter. Früher war es normal: Der Tischler war auch Bestatter. So wie Alfreds Vater und sein Großvater. Alfred selber begann als Tischler. Und immer, wenn der Vater Hilfe brauchte, wurde er Bestatter. Mit den Jahren häufiger. Und dann voll. Zum Tischler dazu. „Manchmal ziehe ich mich fünfmal am Tag um“, sagt er. Er meint, die Scheu der Menschen zu spüren. Wenn er als Tischler im Einsatz ist, sorgt er sich, dass das Telefon klingelt und seine Tochter dran ist, um über eine Beerdigung zu sprechen. Wörter wie „Sarg“ und „Kranz“ will er am Telefon nicht sagen. Nicht vor denen, die von ihm die Stube renovieren lassen wollen. „Das ist mir unan-

gelernt, das andere Alfred von der Tochter.

In Südtirol sind die Menschen für beides empfänglich. „Wir sind hier bodenständiger, einfach traditioneller als in der Großstadt“, sagt Magdalena. „Immer noch“, relativiert Alfred. „In der Großstadt ist es kommerzieller“, setzt Magdalena nach. „Wir gehen auch in diese Richtung, leider Gottes“, fürchtet Alfred. „In der Stadt vielleicht, in den Dörfern noch nicht“, lenkt Magdalena das Gespräch sachte ins Positive.

Angeblich nehmen wir uns mehr Zeit. Vor allem im Dorf. „Bei uns in Südtirol spielt die Familie eine größere Rolle“, sagt Magdalena. Es wird gemeinsam gebetet, die Nachbarn kommen, man ist sich des ausgesprochenen Beileids sicher. Wenn einer stirbt, rücken die Lebenden für kurze Zeit zusammen. Das beginnt in vorhersehbaren Fällen beim Sterben selbst. Man wartet nicht einfach auf den Tod, man legt den geliebten Menschen gewissermaßen in dessen Obhut.

Grube auf, Loch zu. Das wäre nicht auszuhalten. Aber wie macht man es richtig? Seit Menschengedenken haben



„MAN MUSS SICH ENTSCHIEDEN: BIN ICH MIT-
HERZ BEI DER SACHE ODER BIN ICH EIN
GESCHÄFTSMANN?“

ALFRED SCHWIENBACHER



wir Rituale entwickelt, um den letzten Gang erträglich zu gestalten. Es hat lange gedauert, bis wir alles an ein Unternehmen delegiert haben und uns aufs Trauern beschränkt haben. Ausgerechnet dieses Unternehmen will jetzt, dass wir unsere Toten wieder begreifen, durch die Wand hindurch, die der Tod aufgerichtet hat. „So wie es Tradition war; das versuchen wir zu erhalten“, sagt Alfred Schwienbacher.

Wir machen das schon. Sagte Alfreds Vater noch zu den Hinterbliebenen. „Ich sage: Wir machen das, aber wenn ihr dabei sein wollt ...“, erzählt Alfred. Es sei ihm recht, wenn die Angehörigen sehen, wie der Leichnam gewaschen und angezogen wird: „Sie verstehen dann, dass wir mit den Verstorbenen umgehen, als wäre das mein Vater, meine Mutter, mein Kind.“ Wenn die Eltern einverstanden sind, fragen die Schwienbacher auch Kinder und Enkel, ob sie helfen wollen, etwa bei der Dekoration der Kapelle: „Wie offen Kinder mit dem Tod umgehen, das berührt uns immer wieder.“

Abschied von mir? Warum wir unser Begräbnis immer öfter selber planen.

Eine Verabschiedung am Sarg ertragen die Südtiroler jetzt wieder. Briefe, Plüschtiere, von Kinderhand gemalte Bilder, aber auch Zigarettenpackungen oder Modeschmuck werden auf die Reise ins Jenseits mitgegeben. Für das Diesseits bleiben Sterbebildchen, zum Andenken. Wenn die Schwienbacher die Beerdigung übernehmen, gibt es am Ende sogar ein Fotoalbum als Erinnerung. „Wir fragen die Angehörigen, ob sie das wollen“, sagt Magdalena.

vom Gesetz erlaubt ist und nicht gegen die Friedhofsordnung ist, probieren wir zu erfüllen“, sagt Magdalena Schwienbacher.

Gut fürs Geschäft sei das nicht immer, meint Alfred. Aber menschlich: „Manchmal sprengen wir dann jeden Zeitrahmen. Wir schauen nicht auf die Uhr, sonst kämen wir auf enorme Summen ...“ Der Dank der Trauernden mache das wett. „Man muss sich entscheiden: Bin ich mit Herz bei der Sache, oder bin ich ein Geschäftsmann?“, fasst es Alfred zusammen. Solange Magdalena das auch so sehe, sei er bereit, diese Schiene weiterzufahren.

Die Personalisierung der Gesellschaft hat also auch das Bestattergeschäft erreicht. Die Menschen kommen und erkundigen sich: Wie könnte meine Beerdigung aussehen? Sie deponieren Fotos, Texte, Blumen- und Musikwünsche. Nach mir die Sintflut, wie ich oft denke, ist wohl aus der Mode. Aber will ich mich da einmischen? Oder stecke ich bloß den Kopf in den Sand?

Gehen ohne Kirschholzsarg? Magdalena und Alfred Schwienbacher updaten ihre Wünsche.

Magdalena Schwienbacher findet die Planung der eigenen Beerdigung jedenfalls normal. „Für meine Hochzeit habe ich auch alles genau geplant, und da durfte keiner dreinreden“, sagt sie, „ich glaube, ich wäre bei meiner Beerdigung genauso“. Und wenn man (hoffentlich) das Glück hat, so lange zu leben, dass der Geschmack sich zwischendurch ändert, muss man eben gelegentlich ein Update vornehmen. Alfred Schwienbacher nickt. Genau. Bei ihm musste es lange ein Kirschholzsarg sein, getragen von sechs Tischlern.

„Mein Vater ist zwar draußen begraben, gleichzeitig sagt man, er ist oben, eigentlich ist er ja unten, aber wirklich ist er oben, und für mich bleibt er einfach bei uns, ich rede oft mit ihm.“ Alfred Schwienbacher

Viele sind froh darüber. Anders als früher, wo Beerdigung etwas war, was man irgendwie hinter sich bringen musste. Neu ist die individuelle Inszenierung. Leinwände und Beamer werden in die Kirche geschafft. Wenn ein Motorradfahrer stirbt, sorgen die Schwienbacher dafür, dass die Freunde auf der *Goldwing* den Trauerzug anführen und das ewige Licht motorrasselnd zum Friedhof fährt. Und warum soll für den Vater auf seinem letzten Weg nicht das Lieblingslied der *Oberkrainer* gespielt werden, wo er zu Lebzeiten zu deren Konzerten gereist ist? „Was

Das schwebte ihm vor. Jetzt sagt er: „Ich habe heute keine besonderen Wünsche mehr.“ Auch in der Frage Erd- oder Feuerbestattung: mit beidem könne er leben. Ewig gesehen. Nur auf den Trauerzug will er nach wie vor nicht verzichten. „Das soll sein“, sagt er, „das ist ja das letzte Geleit, die letzte Ehre, die einem Menschen erwiesen wird.“

Stimmt schon. Das verträgt sich sogar mit meinem Gedanken an die Asche auf der Wiese. Fällt mir so ein. Wir stehen zwischen Särgen, Urnen, Beerdigungsschmuck.

Lauter Musterstücke. Früher war hier die Tischlerei. „Da drüben stand die Hobelbank“, sagt Alfred. Mir macht es nichts aus, hier zwischen den Särgen. Kurz überlege ich, was die Ameise wohl macht. Ich habe sie aus den Augen verloren. Für mich, merke ich, ist ein Sarg wie der andere. Aber was, wenn ...

Wie wählt man den passenden Sarg aus? Mussten Sie sich das schon einmal fragen? Die Schwienbacher erkennen an ihren Kunden drei große Linien. Es gibt die, wo Geld eine Rolle spielt, aber noch mehr der oder die Verstorbene. Dann jene, wo Geld keine Rolle spielt, jedoch für den oder die Verstorbene Bescheidenheit reklamiert wird. Schließlich solche, die ihre Rolle in der Gesellschaft sehen und wo deshalb das Bouquet dem Sarg den Rang abläuft. „Generell merken wir: Es wird mehr gespart. In der Stadt gehen die Leute sogar von Bestatter zu Bestatter und holen Angebote ein“, weiß Magdalena Schwienbacher. Naturbelassene Säрге führen die Liste an. Lack und Hartholz haben es schwer mit den neuen Friedhofsregeln und dem wachsenden Umweltbewusstsein der Menschen.

Wo gehört der Knoten hin? Vom Großvater, der noch Säрге auf Maß zimmerte.

Schon früher war der Lack immer das Problem gewesen. Aus anderen Motiven. Aber doch. Alfred zeigt auf ein Foto an der Wand. Es stammt aus dem Jahr 1950 und zeigt seinen Vater, auch er Sohn eines Tischlers und Bestatters. Damals haben die Schwienbacher die Säрге noch selber gemacht. In zwei Tagen musste der Sarg bereit sein. Der Lack ist nie richtig trocken gewesen bis dahin.

„Ich höre ja, wie die Leute tuscheln, in der Kirche und in der Disko. Aber ich habe gelernt, du genießt einen gewissen Respekt, es kommt gut an, wenn du teilnimmst am Leben und auch mitfeierst. Es heißt dann, siehst du, der Schwienbacher kann auch lustig sein.“

Alfred Schwienbacher

Wenn jemand in Ulten, woher die Schwienbacher stammen, starb, gab Alfreds Großvater seinem Sohn ein Stück Seil in die Hand. Im Trauerhaus nahm der junge Albert Maß am Leichnam. „Knoten bei der Länge, Knoten bei der Breite, Knoten bei der Stärke“, erzählt Alfred Schwienbacher. Darauf hat der Großvater den Sarg gezimmert.

Später, als Albert Schwienbacher das Geschäft nach Tschermers verlegt hatte, kaufte er die Säрге und belieferte damit die Schreiner in den Tälern. „Vier Säрге hatten auf dem Dach des

Fiat 600 Platz“, erinnert sich Alfred Schwienbacher heute. Albert Schwienbacher starb 2017. Mit 93. Seine letzte Beerdigung hat er organisiert, da war er schon 86. Danach schrieb er im Hintergrund die Namen für die Tafeln auf den Särgen. „Er machte das fast bis zum Lebensende“, erinnert sich Alfred, „so möchte ich es auch machen“. Er sei schon jetzt in der Phase, wo seine Tochter in der Bestattung die Hauptarbeit leiste, er aber da sei, helfe und einspringe, wenn es ihn brauche. „Ohne nachzudenken“, sagt er, „man bleibt ja fit, wenn man eine Aufgabe hat.“ So schnell werde man ihn nicht los.

Ohnehin sind die Schwienbacher keine Familie, die einen Menschen einfach ziehen lassen. Das gilt auch nach dem Tode. Sie haben keinen Zweifel. „Mein Vater ist zwar draußen begraben, gleichzeitig sagt man, er ist oben, eigentlich ist er ja unten, aber wirklich ist er oben, und für mich bleibt er einfach bei uns, ich rede oft mit ihm“, sagt Alfred.

Was kommt danach? So halten Magdalena und Alfred Schwienbacher es mit der Religion.

Vielleicht ist der Glaube für diesen Job Voraussetzung. Es wäre wohl gefährlich, wenn man jeden Tag mit dem Gefühl heimginge, wieder einen Menschen an der Schwelle zum Nichts zurückgelassen zu haben. „Wir sind beide religiös“, sagt Magdalena, „für mich gibt es danach etwas.“ Und Alfred ergänzt: „Der Glaube ist eine Riesenstütze, weil man sich nicht allein fühlt.“

Dennoch gibt es Fälle, die auch sie, die viel sehen und erleben, von Unfallopfern bis zu Exhumierungen, an den

Rand der Belastbarkeit bringen. „Da hilft es, dass wir als Familie arbeiten; wir können miteinander reden“, sagt Magdalena. „Ja“, pflichtet Alfred bei, „es gibt Beerdigungen, wo man echt schluckt.“

Alfred war sechs, als er seinen ersten Toten sah. Sein Vater nahm ihn mit in ein Trauerhaus. „Man hat die Leute damals auf zwei Brettern auf den Tisch gelegt, zugedeckt nur mit einem Leintuch“, erinnert sich Alfred. Seine Tochter hat er geschont. So lange, bis es nicht mehr ging.

„WIR LERNEN MENSCHEN IN EINER EXTREMSITUATION
KENNEN. WIR LERNEN SIE KENNEN, WIE SIE SIND, NICHT
WIE MAN SIE IMMER GESEHEN HAT.“
MAGDALENA SCHWIENBACHER



Bis sie den Wunsch äußerte, selbst Bestatterin zu werden, mit Anfang 20: „Meine Frau und ich dachten, sie ist zu sensibel, das packt sie nicht.“

Wo endet das Revier? Oder warum sich Bestatter immer gut benehmen müssen.

Längst ist er stolz auf sie. Sie macht es gut. Sie hat gelernt, den Schmerz der anderen am eigenen Mitgefühl abzufedern. Sie schuftet, sie will erfolgreich sein. Sie hat eingeführt, rund um die Uhr erreichbar zu sein. In der Familie wird nun abgesprochen, wer am Wochenende Dienst hat. Die Eltern oder Magdalena und ihr Mann, der Landwirt ist und gleichzeitig im Unternehmen mithilft. Turnusdienst wie zwischen den Apotheken funktioniert im Bestattergeschäft nicht, lerne ich. Jeder ist der Konkurrent des anderen. „Früher gab es Reviere“, sagt Alfred, „die wurden eingehalten.“

Der Tod als Arbeitspartner. Gewissermaßen. Von morgens bis abends und oft auch nachts. Gewöhnt man sich da leichter an den Gedanken?, frage ich. Oder wird es schwerer? „Wir haben keine Angst vor dem Tod“, sagt Magdalena für beide. „Nein, nein“, sagt auch Alfred. „Eigentlich haben wir darüber nie geredet“, übernimmt wieder Magdalena. Sie schaut fragend. „Eher“, sagt sie nachdenklich, „habe ich Angst um die, die ich zurücklasse.“ Also zwei kleine Kinder und ihren Mann. „Genau“,

nickt Alfred. Ständig zu leben in Gesellschaft des Todes kann dagegen beklemmend werden. Das merken auch die Bestatter. Der Tod hat sie besonders dann fest im Griff, wenn das Leben feiert. „Ja“, geben beide zu, als Bestatter muss man sich immer gut benehmen. „Ich weiß nicht, ob man es muss, aber ich spüre es so“, beschreibt es Magdalena. „Ich höre ja, wie die Leute tuscheln, in der Kirche und in der Disco“, schmunzelt Alfred, „hast du gesehen, das ist der Schwienbacher, der Bestatter?“

Du musst das selber für dich entscheiden, hat Alfred seiner Tochter mitgegeben. Seine Erfahrung ist: „Du genießt bei den Leuten einen gewissen Respekt, es kommt gut an, wenn du teilnimmst am Leben und auch mitfeierst. Es heißt dann, siehst du, der Schwienbacher kann auch lustig sein.“

Es ist leicht, mit diesem Lachen aus dem Gespräch zu gehen. Wir kehren an den Tisch zurück. Die Ameise? Ist es die gleiche? Ameisen sterben vor Erschöpfung, wenn sie ihr Nest verlieren, habe ich gehört. Und sie sterben alleine. Immer. Wir schauen dem Tier zu, wie es auf der leeren Platte umherirrt. Gibt es einen Ausweg? Die Orchidee? Vorübergehend.



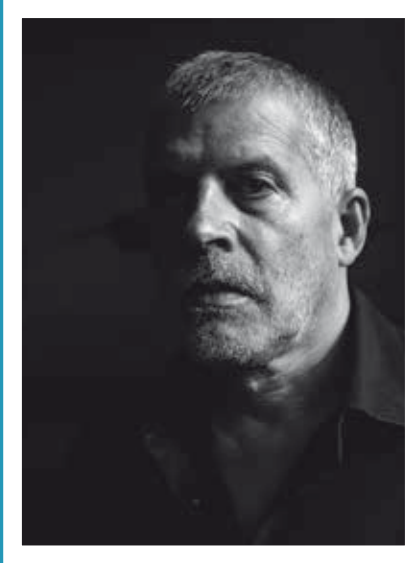


Alfred Schwienbacher, 1955 in Ulten geboren, führt in dritter Generation eines der ältesten Bestattungsunternehmen in Südtirol. Sebastian Schwienbacher, Alfreds Großvater, gründete 1910 in St. Walburg in Ulten eine kleine Tischlerei und bot auch den Bestattungsdienst an. So wie es damals üblich war. Sohn Albert verlegte das Geschäft nach Tscherm, wo heute der Sitz des Bestattungsunternehmens Schwienbacher ist. Enkel Alfred Schwienbacher erlernte das Tischlerhandwerk und machte sich 1977 als Tischler in Tscherm selbstständig. Mit seiner Frau Anna Tolpeit stieg er in den 1980er Jahren ins Bestattungsunternehmen ein, führt jedoch bis heute gleichzeitig die Tischlerei weiter.

Magdalena Schwienbacher, 30, ist Alfreds Nachfolgerin. Sie besuchte die Bestatterschule in Münnerstadt bei Würzburg, erhielt dort das Diplom als „geprüfte Bestatterin“ und absolvierte 2012 die Meisterprüfung. Als einzige Bestatterin gehört sie dem Südtiroler Meisterbund an. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder.



GABRIELE CREPAZ ist Journalistin und Gründerin von Core Stories. Strategy & Content. Sie studierte an der LMU München Diplom-Journalistik, Politikwissenschaft, Soziologie und Klassische Archäologie und arbeitete für Tageszeitung, Wochenmagazine, Radio, Fernsehen und Onlinemedien. Menschen interessieren sie besonders. Was sie denken, was sie treibt, was sie tun. Und noch mehr: warum. Das sind doch die spannenden Fragen. Nicht? Außerdem kommt sie gerade ins Alter, wo sie dem Leben zeigen muss, wo es langgeht. Damit es irgendwann gut enden kann. Vielleicht in Bozen, wo sie mit ihrer Familie lebt.
www.core-stories.com



ULRICH EGGER wurde 1959 in St. Valentin auf der Haide geboren und lebt in Meran. Er studierte von 1981 bis 1985 Bildhauerei an der Kunstakademie in Florenz. Während des Studiums widmete er sich ausschließlich der Bildhauerei. Nach Abschluss des Studiums begann er, sich neben der Bildhauerei intensiv mit der Fotografie auseinanderzusetzen. Aufmerksamkeit erregten vor allem seine Foto- und Materialcollagen. Die verschiedenen Motivgruppen zeigen Industrielandschaften, Stadtlandschaften, Abbruchbauten und Fassaden. Seit einigen Jahren beschäftigt er sich intensiv mit Porträtfotografie.

www.ulrichegger.net

Danke diesen Menschen.

Marlene Lobis, die das Konzept des Buches mit auf den Weg gebracht hat. Unseren Lebenspartnern Simonetta und Andreas, die bei all den Diskussionen über das Buch und den Zweifeln am eigenen Tun fürchten mussten, schneller zu altern, als ihnen lieb ist.

Nike, Flora, Konstantin und Camilla, die uns mit ihrer Jugend oft alt ausschauen und deshalb umso stärker nach jungen Ansichten streben lassen.

Genau das. Wie man es anstellt, gut älter zu werden. Das ist die Frage. Unvermeidlich, wenn man in die Jahre kommt, wo Dinge nicht mehr selbstverständlich sind, wo Geburtstage nicht mehr oder ganz besonders gefeiert werden, wo man in Pension gehen könnte und sich neue Arbeit sucht, wo man Großvater sein sollte und dann Vater wird, wo Gäste Schnaps in edlen Flaschen mitbringen oder seidene Höschen, wo wir uns jünger denken als wir sind und uns älter fühlen als wir handeln. Wo wir uns alle nicht sicher sind. Älter werden ist heute eine individuelle Lebensaufgabe. Wem also soll man in der Sache vertrauen? Wir sagen: Geschichten sind die besten Ratgeber. Geschichten von 20 Frauen und Männern, die nicht mehr jung sind, aber noch mitten im Leben stehen mit dem, was sie denken und tun.



»Andere gehen in Pension, ich bin mit Mitte 60 gerade richtig, um meinen Job zu machen.«

Burgi König

»Ich hatte nie große Schwierigkeiten im Leben. Oder vielleicht hatte ich sie, ich habe sie aber nicht erkannt.«

Henry Martin



»Nicht viele, aber ein paar handfeste Beziehungen, auf die man sich verlassen kann, die muss es geben.« Siegfried J. Schmidt

»Auf das Große warte ich nicht, aber die kleinen Überraschungen, über die freue ich mich.« Josef Niederkofler

»Wo ich mit brennendem Herzen dabei bin, das ist etwas, das bleibt.«
Elisabeth Medicus

ISBN 978-88-6839-435-6



9 788868 394356
athesia-tapeiner.com

28 € (V/D/A)